

Die Einheit der Geschichte

Dieser Beitrag ist cum ira et studio geschrieben. Der unmittelbare Anlaß dazu waren die einschlägigen Beiträge in den »Stichworten zur ›Geistigen Situation der Zeit‹«, dem zweiseitigen Jubiläumsband der »edition suhrkamp« (1979). Er möchte jedoch nicht als eine Polemik gegen sie mißverstanden werden, so wenig wie ich eine Apologie der älteren Geschichte zu schreiben beabsichtige. Ich habe nicht im Sinn, gegen Einzelpersonen zu polemisieren oder mir gar ein allumfassendes wertendes Urteil anzumaßen. Die erwähnten Beiträge waren bloß der »letzte Tropfen« des Sprichwortes, der das Faß zum Überlaufen brachte.

Da dieser Artikel allein das Ziel hat, eine Diskussion zu provozieren, und deshalb mit Absicht zugespitzt formuliert und argumentiert, möchte ich von allem Anfang an Wert darauf legen festzustellen, daß ich nur für mich selbst spreche: In einer Zeit, wo es Sitte ist, bei theoretischen Erwägungen nicht nur andere, sondern auch gleich sich selbst jeweils als »Repräsentanten« von Richtungen und Schulen zu deklarieren, sich – in schöner Bescheidenheit – zum Sprecher der »Kritik« schlechthin, einer »neuen Generation«, einer »neuen« oder gar einer »künftigen« Geschichtswissenschaft zu ernennen, erscheint eine solche Feststellung nicht unnötig. Durch meinen Werdegang und meine Schicksale stehe ich gewissermaßen »zwischen allen Fronten«, mit allen Nachteilen, die dies beinhaltet; vielleicht aber auch mit einer gewissen Chance, bekannte Tatsachen etwas anders zu sehen als üblich. Gewitzigt durch eine Fülle von Fehlern und Irrtümern, denen ich verfallen bin, habe ich die schöne und jeden Historiker beglückende Illusion verloren, *die* Wahrheit, sei es auch nur auf einem Teilgebiet, zu kennen. Dies möchte ich gleich am Anfang festhalten, weil ich der Ansicht bin, daß man Geschichte sinnvoll nur mit dem Einsatz der eigenen Person betreiben kann – die Vergangenheit ist kein Mosaik, das der Historiker mit Ausklammerung seiner selbst »objektiv« rekonstruieren kann – auch wenn diese Illusion immer noch nicht verschwunden ist.

Ausklammern möchte ich allgemeine Erwägungen über die Stellung der Historie in der Gegenwart. Man hört in dieser Hinsicht die Klage, die Historie stehe im Abseits, die modernen Wissenschaften seien geschichtsfremd (auch wenn bereits andererseits konstatiert wird, diese Geschichtsfindlichkeit werde nun allmählich überwunden – eine Meinung, die ich als zu optimistisch einstufen würde). Diese Aspekte, so wichtig sie sind, sollen nicht erörtert werden: In dieser Zeitschrift die Notwendigkeit historischer Forschung nachzuweisen, wäre unnötige Zeitvergeudung. Da sie jedoch eine der wenigen Publikationen ist,

die noch die Chance haben, von Historikern, die sich mit verschiedenen Epochen befassen, gelesen zu werden, möchte ich zu der Tatsache Stellung nehmen, daß zunehmend bewußt – die *ideelle* Einheit der Geschichte ignoriert wird, daß man stillschweigend oder ausdrücklich die These verfißt, als ob bloß ein Teil der Vergangenheit relevant sei, alles andere müßige Spielereien; bereits ist die These formuliert worden, daß jede Beschäftigung mit Zeitabschnitten vor der sog. Zeitgeschichte im Grunde »konservativ« sei. Diese Meinung wird nicht nur von Historikern verfochten, die nur Geschichte als historische Sozialwissenschaft gelten lassen; sie setzt sich über die verschiedenen »Lager« und »Parteiungen« hinaus recht allgemein im gesamten Geschichtsbild unserer Gegenwart durch.

Während man einerseits bemüht ist, den alten Bruch zwischen Mittelalter und »klassischer« Neuzeit, zu überwinden, öffnet sich andererseits eine Kluft zwischen »Historikern« und »Zeitgeschichtlern« (wobei diese Art von Zeitgeschichte in Deutschland meist mit dem Jahre 1871 einsetzt, obwohl für die meisten Zeitgenossen schon die Ereignisse spätestens vor 1970 längst zur »fernen Vergangenheit« gehören). Diese Abgrenzung wird immer spürbarer und droht zunehmend jede Kommunikation zu verunmöglichen. Bei einer Überfülle an Handbüchern und Übersichten (in denen Einzelpartien meist ohne jeden Zusammenhang einfach aneinandergereiht werden, wobei diese Tatsache durch ein Vorwort des Herausgebers verschleiert wird) hat der Leser den Eindruck eines Trümmerhaufens von Einzelerkenntnissen, denen er sich gegenüber sieht. Diese Erscheinung scheint nicht zufällig zu sein, sondern einen Trend zur Isolierung, zur Abkapselung zu reflektieren. Wie bei jedem Trend bedeutet dies nicht, daß es gar keine Bestrebungen in anderen Richtungen gibt; die Masse der Publikationen scheint jedoch von einem gegenseitigen Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen beherrscht zu sein – der Leser hat zuweilen den Eindruck, als ob er verschiedene Sprachen vernehmen würde. Fachleute sind bestrebt, sich auch terminologisch genau abzugrenzen, andere Fachausdrücke für die »ältere« und die »neueste« Geschichte einzuführen – selbst da, wo es sich ganz offensichtlich um gleiche Phänomene handelt.

Gewiß ist die zunehmende Abkapselung auch die Folge der auf jedermann zurollenden Informationslawine, der Überfülle von Publikationen, die den einzelnen zur Beschränkung zwingt; es ihm unmöglich macht, alles Lesenswerte auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Gewiß auch ist man – gewitzigt durch die Fehler vergangener Generationen – geneigt, weitreichenden Thesen auszuweichen, sich auf zeitlich kurzfristig und räumlich begrenzte, einigermaßen nachprüfbar Arbeiten zu beschränken und in der Vergangenheit nicht nach »Beispielen« (bzw. nach Analogien) zu suchen, mit denen sich alles begründen und beweisen läßt. Der Weg der engen thematischen und zeitlichen Begrenzung ist für den einzelnen unumgänglich; für die Geschichtswissenschaft ist er jedoch verhängnisvoll, und der Hiatt zwischen den einzelnen »Zeitaltern« ist m.E. auch bei weitem nicht nur durch arbeitstechnische Umstände bedingt.

Es scheinen sich hier vielmehr zwei Grundtypen historischen Denkens gegenüberzustellen, zwei Konzeptionen, die in der deutschen Geschichtsschreibung besonders kraß

ausgeprägt sind: Auf der einen Seite die Ansicht, was geschehen ist, sei auch historisch notwendig, letzten Endes richtig gewesen – bis heute ist dies weitgehend etwa das Axiom der Mediävisten und in dem »Rummel« um Karl IV. im Jahr 1978 besonders eindrücklich zelebriert worden. Auf der anderen Seite herrscht die Annahme, daß die Vergangenheit, v.a. die »unmittelbare« Vergangenheit, eine Häufung von verpaßten Chancen und falschen Lösungen gewesen sei. Allerdings gerät diese Konzeption zunehmend in Schwierigkeiten, weil sie von der Annahme eines Fortschrittes ausging, an dem man die Chancen der Vergangenheit gemessen hat. *Diese* Illusion haben wir inzwischen verloren; aber eine gewisse Vorstellung von der Zukunft, eine Utopie im guten Sinne des Wortes, ist wohl unabdingbar. Ihr Verlust wird von dem Gefühl der Unsicherheit begleitet, der Ausweglosigkeit, der Erkenntnis von dem Ausgeliefertsein an anonyme und unerkannte Kräfte. Dieser Komplex kann sich mit der Nostalgiesucht zu einem überaus gefährlichen Gebräu verbinden und zur Neuauflage sattsam bekannter Konzeptionen führen. Hinzu kommt ein »schlechtes Gewissen« der Vergangenheit gegenüber, das dazu führt, die »Verfehlungen« zeitlich möglichst einzugrenzen (oder die entferntere Geschichte von ihnen zu distanzieren, sie zu »retten«), sowie auch die Sucht, möglichst »aktuell« zu sein, d.h. scheinbar unmittelbare Bezüge zur Gegenwart herzustellen. All diese Faktoren tragen dazu bei, das Interesse weitgehend auf die unmittelbare Vor-Geschichte unserer Epoche zu begrenzen. Besonders gefährlich ist für die Geschichtswissenschaft die sich modern gebärdende Flucht vor der Geschichte in der Historiographie selbst, der Ausschluß der gesamten Geschichte vor 1871 aus dem Geschichtsbild. Die enge Begrenzung der »Vergangenheit« erscheint mir letztlich bloß eine Variante des Strebens nach einem »Aussteigen aus der Geschichte« zu sein, einer Fehlinterpretation des Begriffes »Gegenwart« zu entspringen, deren Gebundenheit geflissentlich übersehen wird.

Demgegenüber muß auf die bekannte Tatsache hingewiesen werden, daß die Geschichte nicht *nur* durch kurzfristige Tagesereignisse bestimmt wird, sondern daß daneben langfristige Trends und Zyklen zum Tragen kommen. Auch auf die Gefahr hin, bloß »notorisch Bekanntes« zu wiederholen, ist es nötig, auf längst bekannte Erkenntnisse hinzuweisen, sobald sie – vielleicht gerade ihrer »Selbstverständlichkeit« wegen – in Vergessenheit zu geraten drohen. Die Konzentration auf die Gegenwart und ihre vermeintlich kurzfristige »Vorgeschichte« scheint dem narzißtischen Vorurteil entgegenzukommen, wonach »wir« natürlich ganz anders seien als alle unsere Vorfahren, ein Vorurteil, das schon unzählige Generationen im Laufe der Jahrhunderte vor uns hatten. Die Greuel der Vergangenheit erscheinen mit Abstand der Zeit als gar nicht so schlimm; die Gefahren unserer Zeit als einmalig und unvergleichbar (eine Annahme, über die sich unsere Nachfolger zweifellos amüsieren werden).

Der »neue« Ausweg aus der Geschichte führt über die Reduktion des Freund-Feind-Bildes auf die *unmittelbare* Vergangenheit, ein Ausweg, der für die neuen Generationen deshalb verlockend ist, weil die *politische* Auseinandersetzung etwa mit dem Nazismus hier klare Grenzen gezogen hat. Aber nicht nur die zeitliche Einengung allein ermöglicht

die neue Variante der Flucht vor der Vergangenheit: Dazu gesellt sich eine Theoriesucht, die zur Auflösung der Historie in »der Theorie« zu führen droht. Das Streben, der Vergangenheit zu entgehen, ist völlig begreiflich, vielleicht als Wunsch sogar legitim – es ist leider nicht realisierbar, weder im Privatleben noch in einer Gemeinschaft; wir werden immer wieder von der Vergangenheit »eingeholt«. Wer nach der Gründung des Staates Israel, den Kämpfen in Nordirland, dem Nationalitätenkonflikt und Sprachenstreit in Belgien, dem Wiederauftauchen eines militanten Islams, um nur einige Beispiele aus unserer »Gegenwart« zu nennen, immer noch glaubt, eine genügende Erklärung im engen zeitlichen Rahmen von Jahrzehnten finden zu können, leidet an erstaunlicher geistiger Kurzsichtigkeit. Wir erleben als Zeitgenossen das grandiose Debakel des linearen Fortschrittsglaubens, der u.a. auf dem Axiom aufgebaut war, der mythische Fortschritt »überwinde« automatisch die Vergangenheit, lasse nur unbedeutende Residuen quasi als »Aberglaube« übrig.

Ich möchte allerdings nicht dahingehend mißverstanden werden, als ob ich die Theorie in der Geschichtsschreibung unterschätze. Im Gegenteil:

Ich bin der Ansicht, daß trotz aller Mühen in der Geschichtsschreibung immer noch ein Trivialpositivismus weit verbreitet ist, die Illusion herrscht, es genüge, »sauber zu arbeiten«, um aus den Mosaiksteinchen der Quellenangaben das »wahre« Bild der Vergangenheit zu rekonstruieren – auch wenn man sich dabei nun zunehmend deklarativ-theoretisch »absichert«. (Diese »Absicherungen« sind dabei nur zu oft ein Gebräu aus mißverstandenen Marx und Weber unter Beimengung gelehrt klingender Fremdworte.) Ich bin jedoch gegen eine »ordinierte« Theorie, die zwangsläufig das echte »Theoriedefizit« aller unserer Sozialwissenschaften durch den Leerlauf von terminologischen Gebetsmühlen übertönen möchte. Eine Banalität bleibt eine Banalität, selbst wenn sie »wissenschaftlich« hochgestochen formuliert und in einem Fachjargon vorgetragen wird. Ohne die Bedeutung des »Wie etwas gesagt wird« als Hilfsmittel zu unterschätzen, meine ich doch, daß letztlich das, was gesagt wird, entscheidend ist. Die bisherigen Erfahrungen mit neuen Terminologien sind nicht gerade ermutigend: Nur auf begrenzten Teilgebieten (z.B. der historischen Demographie, der Mittelalter-Archäologie) ist es gelungen, verwertbare Fachbegriffe zu schaffen. Allgemeine Begriffe der Sozialgeschichte haben sich außerordentlich schnell »abgeschliffen« und werden oft völlig sinnentleert angewandt. Heraufbeschworen wird allerdings die Illusion einer Lösung durch ein soziologisierendes Kauderwelsch, das das berüchtigte ältere »hohe Blech« ersetzt. So kann dann auch beglückenderweise der Historie attestiert werden, sie habe bereits wieder einmal eine »Grundlagenkrise« glücklich überstanden (man stellt sie sich unwillkürlich als den genesenden Frosch von Wilhelm Busch vor, der wieder genüßlich sein Pfeifchen schmaucht). Geändert hat sich trotz allem Hurra-Geschrei der »Theoretiker« in Wirklichkeit recht wenig.

Trotz der wissenschaftlichen und thematischen Begrenzung der Zeitgeschichte ist das Interesse an der Ereignisgeschichte alten Stils nicht gering, und popularisierende Darstel-

lungen aus der Frühgeschichte erleben Massenauflagen, Ausstellungen mit mittelalterlicher Thematik üben ihre Faszination aus. Man kann dies loben oder verurteilen – ich begnüge mich damit, die Tatsache zu konstatieren, und möchte bloß die Schlußfolgerung ziehen, daß die Darstellung der Vergangenheit, die ältere Partien ausklammert, offensichtlich kaum befriedigen kann. Eine *jede* Epoche hat *ibr* Geschichtsbild (oft unabhängig von der Geschichtswissenschaft), ein Geschichtsbild, das ungleich stärker (zuweilen geradezu verhängnisvoll) das gesellschaftliche Bewußtsein beeinflußt als gelehrte Darstellungen.

Aber nicht nur die Notwendigkeit des Geschichtsbildes verbietet eine enge zeitliche Begrenzung: Wir haben nicht nur die Geschichte des ausgehenden 19. und 20. Jahrhunderts »geerbt«, sondern schleppen das Erbe von Jahrtausenden mit uns herum – zugespitzt formuliert: in jedem von uns steckt auch noch ein Stück des Neandertalers. (Es wäre übrigens eine lohnende Aufgabe zu untersuchen, inwieweit selbst die abstraktesten Utopien des 20. Jahrhunderts in einer weit entfernten Vergangenheit verwurzelt sind, und es ist wohl symptomatisch, wie schwach die Geschichte der Historiographie in der neuen Forschung vertreten ist.) Ich bin davon überzeugt, daß jede historische Gemeinschaft eine Fülle von Zügen aufweist, die *nur* für sie allein bezeichnend ist. Aber gerade die Unterscheidung von kurzfristig-zeitbedingten Komponenten, langwährenden Trends und geradezu archetypisch sich wiederholenden Phänomenen kann nicht in zeitlichen Kleinräumen geschehen. So sind etwa im Gegensatz zum weitverbreiteten Vorurteil vieler Sozialwissenschaftler die Angst, der Verlust von Sicherheiten, die Existenz von Außenseitern und die Stigmatisierung absolut keine Erscheinungen, die nur in der »Moderne«, ev. sogar bloß in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, vorzufinden sind.

Ich möchte absolut *nicht* dafür plädieren, zu der bekannten Suche nach den »Anfängen« zurückzukehren, bis hin zum berüchtigten »bereits die alten Griechen und Römer ...«, sowenig wie für das banale »Alles ist schon dagewesen«. Wohl aber kann es für die Geschichtswissenschaft als Ganzes (nicht für den einzelnen Historiker) kein zeitlich eng begrenztes Bild der Vergangenheit geben. Wenn die Überbetonung des Langfristigen dazu führen kann, als Bemäntelung der eigenen Untätigkeit zu dienen, so erweckt die Verkürzung der zeitlichen Perspektive die Illusion, grundlegende Änderungen seien einfach, durch einige wenige technische oder politische Maßnahmen zu erreichen. Dabei werden gerade wir ständig durch die Ereignisse in der »Dritten Welt« sehr gründlich belehrt, daß die Reduktion auf kurzfristige Deutungen ein gefährlicher Irrweg ist, und tagtäglich wird uns die Unmöglichkeit des Ignorierens langwährender Tendenzen und historisch gewachsener Formen drastisch vor Augen geführt.

Wir werden daran erinnert, daß die Geschichtsschreibung einer Epoche die ideelle Gesamtheit der Vergangenheit im Auge behalten *und* gleichzeitig bestrebt sein muß, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen. Nicht die Suche nach den mythischen »Anfängen« und bewährten Vorbildern steht zur Diskussion, wohl aber das Forschen nach Verhaltensmechanismen – Strukturen – Verhaltensweisen, die überaus widerstandsfähig sind und

auch grundlegende Revolutionen in politischen und sozialen Bereichen überdauern können.

Diese Tatsache ließe sich an zahlreichen Beispielen exemplifizieren; ich möchte bloß zwei Fragenkomplexe kurz erwähnen, die bei der ganzen Auseinandersetzung um die »Bewältigung der Vergangenheit« in der neuen deutschen Geschichtsforschung eine zentrale Rolle spielen und besonders aussagefähig sind: der Antisemitismus und die nationale Frage in Deutschland. (Beiden Phänomenen stehe ich absolut nicht distanziert und unbeteiligt gegenüber; eher erwecken sie in mir eine innere Betroffenheit, vielleicht sogar eine gewisse Bitterkeit.)

Die Judenfeindschaft hat im Nazi-Deutschland so ungeheuerliche Formen angenommen, daß man sich unwillkürlich scheut, historische Parallelen zu suchen, aus der begreiflichen Furcht, daß alle Hinweise auf ältere Judenverfolgungen zu einer Relativierung der Schuld führen könnten. Tatsächlich hat der organisierte Massenmord an Juden in der Nazizeit durch seinen Umfang, durch die manische Besessenheit der Täter, durch die technische Perfektion und die Beinahe-Unmöglichkeit der Opfer zu entkommen eine in mancherlei Hinsicht einzigartige Stellung. Ich befürchte nur, daß wir aus Scheu, die Ungeheuerlichkeit der Verbrechen durch jeden Vergleich zu verniedlichen, uns den Weg zum Verständnis und zur Analyse des ganzen Problemkomplexes verbauen. Blutige Pogrome und Verfolgungen sind bekanntlich keine Eigenart des 20. Jahrhunderts und die älteste Vorschrift über die »Reinheit des Blutes« (*limpieza de sangre*) stammt aus dem Jahre 1449. Die »Begrenzung« des Problems ist außerdem außerordentlich kurzsichtig, weil sie den Trugschluß ermöglicht, als ob mit der Eliminierung des Nationalsozialismus (ev. des Imperialismus) die Judenfeindschaft quasi »automatisch« verschwinde. In einer primitiven Abart ist diese Ansicht bei vielen Angehörigen der jungen Generation verbreitet, die glaubt, das ganze Problem werde sich durch das Aussterben der alten, aktiv oder passiv »belasteten« Generation »von selbst« lösen. Die Illusion der eigenen Immunität, das Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen von Problemen hat bisher immer nur zur völligen Wehrlosigkeit einer jeden möglichen Verführung gegenüber geführt, und nichts berechtigt uns zur Annahme, daß dies »nun« anders sein werde.

Natürlich ist längst bekannt und in einschlägigen Sammelwerken ausgiebig dokumentiert, daß der Judenhaß kein Spezifikum des Nazismus war, sich nicht auf Deutschland beschränkte und auch kein Phänomen ist, das nur im Imperialismus oder Faschismus festzustellen ist. Aber dieses »Fachwissen« von einer alten »Dämonisierung« der Juden bleibt in den Analysen der Morde des 20. Jahrhunderts eigenartig unbeachtet, isoliert. In der Flut von Publikationen, die sich mit dem modernen Antisemitismus befassen, mit ihrer Fülle von intelligenten und weniger intelligenten Beobachtungen und Thesen kommt die Erkenntnis von der Jahrhunderte währenden Verfolgung offensichtlich zu kurz. Wegen der Monstrosität des organisierten Massenmordes werden Parallelen zurückgedrängt. Bezeichnenderweise wird die Darstellung meist auf Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert konzentriert, und es ist auch schon vorgeschlagen worden, terminologisch säu-

berlich zwischen einer älteren »Judenfeindschaft« und einem modernen »Antisemitismus« zu unterscheiden.

Aber der moderne Antisemitismus knüpft bewußt an eine säkulare Tradition an, und Judenpogrome stehen *nie* isoliert in der Geschichte da. Erst wenn man sich bewußt wird, daß Genozid Genozid bleibt, egal ob er an Juden, Zigeunern, Armeniern oder Kambodschanern verübt wird, daß Massenmord Massenmord bleibt, ob er während der Pogrome der großen Pest 1349/50 oder in der Reichskristallnacht begangen wurde, wird das historische Bild korrekter (was natürlich nicht bedeutet, daß uns die erlebten Morde nicht viel unmittelbarer und tiefgründiger berühren als zeitlich weit zurückliegende Verbrechen). Für Morde kann es keinerlei Entschuldigung geben, auch keine »historische« im Abstand von Jahrhunderten, und Massenmorde sind ein Phänomen, das nie genügend gebrandmarkt werden kann (man gelangt dabei allerdings sehr schnell an die Grenzen menschlicher Ausdrucksweise überhaupt). Ich möchte deshalb für eine breite historische Deutung hier und gerade hier eintreten und daran erinnern, daß die Verengung des Antisemitismus auf ein Phänomen des Kapitalismus bzw. des Imperialismus z.B. in der UdSSR die faktische Teilrehabilitierung des Antisemitismus, begleitet von einer Erneuerung des slawophilen Mittelalterbildes, gefördert hat. Es könnte sehr wohl geschehen, daß auch auf diesem Gebiet Generationen verschiedener »Revolutionäre« mit dem Alter werden feststellen müssen, daß sie sich gar nicht so sehr von ihren »Vätern« unterscheiden. Obwohl auch auf diesem Gebiet Bewußtwerden nur eine Chance bietet, vergangene Fehler und Verbrechen nicht zu wiederholen, ist es eine Chance, die wahrgenommen werden muß. (Übrigens möchte ich in diesem Zusammenhang als Historiker, der als Jude durch die deutschen KZ gegangen ist, darauf hinweisen, daß dies auch eine Aufgabe der *jüdischen* Geschichtsschreibung ist, die bisher – aus dem begrifflichen Unvermögen, Distanz zu gewinnen – nur zu oft eine kritische Darstellung der jahrhundertlangen eigenen Vergangenheit vermissen läßt.)

Die Geschichte des Antisemitismus ist für uns alle »gefühlbeladen«, und wir stoßen auf Tabus, Verdrängungsmechanismen, z.T. auch auf alte Vorurteile – wenigstens ein Teil davon ist uns durch das Geschehen unseres Jahrhunderts bewußt geworden. Versteckter wirken dagegen heute die Motive der Verdrängung bei dem Fragenkomplex, der mit der »deutschen Nation« zusammenhängt.

Es ist natürlich bekannt, daß diese Frage nicht erst im 19. Jahrhundert aufgetaucht ist; auch hier hat sich jedoch nach 1945 die »historische Perspektive« bezeichnend verkürzt, nicht zuletzt aus offensichtlich tagespolitischen Zusammenhängen. Sowenig wie sich die Entstehung der deutschen Nation in die »Urwälder Germaniens« versetzen läßt, wo sich ein National-Bewußtsein formiert haben soll, das dann immer wieder aus »den Tiefen hervorbrach«, sowenig läßt sich die Existenz einer deutschen Nation (eines Volkes u.ä. – ich möchte hier nicht um Begriffe feilschen) auf das 19. und 20. Jahrhundert reduzieren. Das Bewußtsein einer Eigenständigkeit »nationaler« Art ist weder eine Konstante der Geschichte noch ein kurzfristiges, bloß für das 19. und 20. Jahrhundert bezeichnendes Phä-

nomen. Die historische Crux besteht darin, sein *wiederholtes* Auftauchen in verschiedenen Ländern unter Betonung der quantitativen und qualitativen Unterschiede zu erklären. (Beachtenswert ist übrigens, wie auch diese Frage – trotz aller deklarerter Weltoffenheit und Europaeuphorie, in der deutschen Geschichtsliteratur isoliert wird, wie man sich weiterhin in der Eigenproblematik geradezu einspinnt.)

Es sind jedoch wohl nicht nur die akuten politischen Aspekte und der Schock der unmittelbaren Vergangenheit, die auf diesem Gebiet zur Verkürzung der Perspektive geführt haben; es ist auch eine berechnete Übersättigung an der älteren Geschichtsschreibung mit ihrer Idolatrie der Nation (bzw. des Volkes), die in der Bundesrepublik vielfach dazu führt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man sucht den Ausweg in einer zeitlichen »Verkürzung«, die eine summarische Abwertung erleichtert, und flieht in eine vermeintlich europäische Geschichte. Das Eigenartige dabei ist jedoch, daß diese Konzeption der europäischen Geschichte sich meist mit bloßen Juxtapositionen der »Nationalgeschichten« begnügt – nicht einmal die Abrundung eines Bildes, wie es seinerzeit Leopold von Ranke gezeichnet hat, wird erreicht. Wiederum ist es wohl bezeichnend, daß das Verhängnisvolle der Hitlerzeit für das *gesamte* Europa klar von historischen »Außenseitern« herausgearbeitet wurde, während sich die Fachwissenschaft überwiegend bloß in die deutsche Geschichte vergräbt. Man kann den Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts bedauern – und niemand ist dazu mehr und aufrichtiger bereit als der Verfasser dieser Zeilen; eine Chance, ihn zu überwinden, hat der Historiker nur dann, wenn er ihn *und seine Vorläufer* zu deuten vermag und auch auf diesem Gebiet nicht die Illusion nährt, es handle sich um ein kurzfristiges, daher auch leicht veränderbares Phänomen.

Die Flucht vor der »nationalen Frage« ist in der neueren deutschen Historiographie besonders im Vergleich zu der Geschichtsschreibung der benachbarten Nationen, die ihr traditionelles Geschichtsbild weitgehend bewahrt haben, auffallend – was allerdings absolut nicht bedeutet, daß die liebevolle Beibehaltung alter Vorurteile ein nachahmenswertes Beispiel ist. In der Bundesrepublik gibt es z.Z. ein »konservatives« Geschichtsbild in Trümmern (neuerdings sind sogar Versuche, es völlig zu restaurieren, festzustellen); ein »linkes« (fortschrittliches) Bild der deutschen Nationalentwicklung gibt es nicht einmal in Ansätzen – nur gewunden-gequälte Äußerungen, die einen schalen Geschmack hinterlassen. Übrigens stellt man dasselbe auch in der DDR-Geschichtsschreibung fest, wo man bei der verbalen Anerkennung des »nationalen (Kultur-)Erbes« versucht, gesamthaft mit dem überlieferten marxistischen Schema zu operieren, obwohl die Schwächen des traditionellen marxistischen Fortschrittsglaubens offenbar sind und in der Tagespolitik immer klarer die Falscheinschätzung und Fehlinterpretation des Nationalitätenproblems durch den Marxismus offenbar wird.

Die Folge ist auch in der DDR-Geschichtsschreibung ein unentschiedenes Pendeln zwischen emotionaler Bejahung und Ablehnung; auch hier der Mangel an wirklicher Auseinandersetzung und an tragfähigen Arbeitshypothesen. Auch hier letztlich Verdrängung an Stelle von sinnvollen Deutungsversuchen.

Wenn es nicht gelingen sollte, auch auf diesem Gebiet alte und neue Gefahren rechtzeitig zu erkennen und ihnen vorzubeugen, so könnte sich sehr schnell neuerlich ein explosives Gemisch zusammenbrauen, das wieder einmal auf die »Tiefen der Geschichte« rekurrieren würde. In einer national recht sensibilisierten Welt des ausgehenden 20. Jahrhunderts könnte sich neuerlich Deutschland als »verspätete« und darum um so virulenter reagierende Nation erweisen.

Die Historiographie, die nicht nur gebannt auf ein Land und auf einen kleinen Ausschnitt der Vergangenheit starrt, erfordert die Einbettung der Einzelforschung in eine »langfristige« Geschichte, sie erfordert den Mut zur Synthese. Niemand wird zu den Gesamthesen älterer Art zurückkehren wollen; die Thesen, die formuliert werden können, sind bloß Vorschläge Tatsachen zu ordnen – nicht mehr. Aber keine Sozialwissenschaft (Geisteswissenschaft) kann sich auf Einzelthesen, nicht einmal auf Theorien »mittlerer Reichweite« beschränken. Es hilft auch nicht, auf die Multikausalität oder auf den notwendigen Methodenpluralismus hinzuweisen. Diese Feststellungen sind selbstverständlich: Es gibt im menschlichen Leben keine Monokausalität, und es kann daher auch keine allgemeine Methode geben. Bei der Erforschung konkreter Phänomene führen solche Hinweise bloß dazu, den Schein einer Objektivität vorzugaukeln, ohne etwas über Banalitäten Hinausgehendes auszusagen.

Diese Tatsachen werden gerade bei langfristigen Zusammenhängen deutlich, die dann den Zeitgeschichtler zwingen, Jahrtausende der Vergangenheit zur Kenntnis zu nehmen und sich nicht so zu gebärden, als sei der »moderne Mensch« plötzlich irgendwann und irgendwo vom Himmel gefallen. Diese Tatsachen nötigen aber auch die Historiker älterer Epochen, ihre Einstellung zu ihrer Arbeit gründlich zu überdenken und zu ändern. Die bewußte Ausklammerung der Zeitgeschichte aus der Geschichtswissenschaft – mit der Begründung, sie könne aus Unkenntnis entscheidender Quellen und mangels des nötigen zeitlichen Abstandes keine Wissenschaft sein – hat sich als verhängnisvoll erwiesen. Es muß klar festgestellt werden, daß eine Historiographie, die nichts zur Gestaltung der Gegenwart zu sagen hat und nicht hilft, eine Vorstellung der Zukunft mitzuformen, ein Hobby von Einzelpersonen ist, dem man zwar frönen kann, mit dem man jedoch seine Mitmenschen tunlichst verschonen sollte.

Historische Erscheinungen sind m.E. nur in *verschiedenen* Ebenen *gemeinsam* sinnvoll zu erforschen, und ihre kurzfristige Einengung muß genauso in einer Sackgasse enden wie die Suche nach den mythischen »Anfängen« oder nach »Vorläufern«. Die erwähnten Mängel der »Reduzierung« der Geschichte auf kleine Räume sind jedoch absolut nicht nur den Zeitgeschichtlern anzulasten. Wenn ich in den folgenden Abschnitten nur von der Mediävistik spreche, so einzig aus dem Grund, weil ich mich da etwas mehr »zu Hause« fühle als auf den anderen Gebieten der Geschichte; in vielerlei Hinsicht dürften aber ähnliche Aspekte auch bei der Erforschung des Altertums und der »klassischen Neuzeit« festzustellen sein. Aus reiner Bequemlichkeit halte ich gleichfalls am alten, aber allgemein verständlichen Begriff »Mittelalter« fest, dessen Fragwürdigkeit ich mir voll bewußt bin;

es gibt aber z.Z. keinen besseren Terminus, und gewundene Umschreibungen verwirren bloß, ohne weiterzuführen.

Wenn die Gefahr besteht, daß die Kommunikation zwischen der älteren Geschichte und der sog. Zeitgeschichte verlorengeht, so haben auch die Mediävisten ihr gerütteltes Maß an Schuld daran. Gewohnt, lange Zeit eine dominante Rolle in der Forschung zu spielen, haben wir uns »eingesponnen« und in einen Schmollwinkel gestellt, in dem wir den anderen anlasten, daß sie uns da unbeachtet stehen lassen. Zuweilen hat man sogar den Eindruck, daß manche Mediävisten in der Nabelschau der byzantinischen Hesychasten ihr leuchtendes Vorbild sehen. In der deutschen Mediävistik fehlt überdies der »Bruch«, den die moderne Zeitgeschichte in den letzten zwei Jahrzehnten durchgemacht hat; bezeichnenderweise ist die Auseinandersetzung etwa mit dem Germanenrummel der Geschichtsschreibung kaum geschehen; die Auswüchse der Reichsmystik sind stillschweigend beschnitten worden, ohne daß man sich bisher über die Hintergründe der Fehlinterpretation allzusehr den Kopf zerbrochen hätte. Über theoretische Probleme wird kaum diskutiert, und mit Ausnahme einiger, bes. jüngerer Mediävisten gönnt man mit stiller Schadenfreude den Zeitgeschichtlern die Roßkur, die der diagnostizierte Theoriemangel heraufbeschworen hat. Man hört kopfschüttelnd dem Geplapper der Gebetsmühlen der Leerformeln zu – in der felsenfesten Überzeugung, sich in der Tradition der »sauberen Arbeit« auf dem richtigen Weg zu befinden. Das Sammeln und kritische Verifizieren von Einzelangaben werde schon »irgendeinmal« zur Rekonstruktion des »richtigen« Bildes der Vergangenheit führen. Diese Arbeitsweise sei die einzig mögliche, und in absehbarer Zeit werde sich hoffentlich auch die Zeitgeschichte zu einer richtigen Fachgeschichte mauern. Der alte Irrglaube von der Vergangenheit als zerstörtem Mosaik, die aus den bereinigten Steinchen wieder erstellt werden könne, feiert fröhliche Urständ, und selbst die Erfahrungen unseres Jahrhunderts haben hier wenig Änderungen bewirkt.

Leider übersieht man dabei die Tatsache, daß kein noch so »sauberes Arbeiten« eklatante Falschinterpretationen verhindern konnte oder kann. Man nimmt nicht oder kaum zur Kenntnis, daß man – bei allen Sonderaspekten des sog. Mittelalters – diesen Zeitabschnitt genausowenig isolieren kann wie jeden andern, daß der vermeintliche Elfenbeinturm der reinen Wissenschaft im Grunde genommen gleichfalls nichts anderes ist als *eine* der Formen der Flucht vor der Geschichte, die die Illusion eines vermeintlich sicheren Hafens in den Stürmen der Gegenwart heraufbeschwört, in den man sich beschaulich zurückziehen kann. Die Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit ist nicht nur die Angelegenheit einiger Spezialisten, die sich mit dieser Zeit befassen – sie ist eine Angelegenheit aller, auch der Mediävisten.

Dem berüchtigten Theoriedefizit scheint man Genüge getan zu haben durch eine (reichlich verspätete) Rezeption von Max Weber, wobei man noch – sicherheitshalber – den Weberschen Idealtyp zu einem nichtssagenden »Realtyp« entschärft. Der Begriff der Herrschaft scheint sich ideal dazu zu eignen, nicht nur das Mittelalter zu erklären, die brutale Gewalt zu beschönigen, sondern (wieder einmal) die gesamte Vergangenheit zu sank-

tionieren. Das klassische »Verstehen« ist meist der Weisheit letzter Schluß, trotz aller berechtigten Einwände, die gegen diese Konzeption bereits vorgebracht wurden. Die richtige Erkenntnis, daß weitreichende Thesen nur zeitlich und regional eng begrenzt verifiziert oder falsifiziert werden können, führt dazu, daß man der Formulierung solcher Thesen überhaupt ausweicht. Man versuche aber einmal mit diesem, scheinbar so wissenschaftlich-exakten Postulat der Begrenzung ernst zu machen und verbanne aus Teiluntersuchungen Begriffe wie Herrschaft, Staat, Adel, König, Schicht, Klasse u.a.m. (alles Begriffe, die keine engen Fachtermini, sondern nur in »großen« Theorien begründbar sind), und man kann darauf gespannt sein, was von den »exakten Teiluntersuchungen« übrigbleibt.

Die Folge *dieser* Verengung ist letztlich genauso verhängnisvoll wie die Ignorierung der älteren Geschichte durch die »Zeitgeschichtler«, und so steht man auch in der Mediävistik mutatis mutandis vor einem ähnlichen Bild wie bei der Zeitgeschichte: Eine beeindruckende Verfeinerung der Editions- und Forschungsmethoden und eine kaum mehr übersehbare Fülle von zum Großteil überaus verdienstvollen und unentbehrlichen Einzelforschungen bei einem völligen Mangel an Synthese. Durch die Überbetonung der Einzigartigkeit des Mittelalters erreicht man letztlich eine ähnliche Begrenzung des Geschichtsbildes wie die Zeitgeschichtler durch die Ausblendung der älteren Zeit – nur ist diese Begrenzung zeitlich weit von uns zurückversetzt und ermöglicht eine scheinbar objektive Betrachtung.

Niemand wird die Eigenart des Mittelalters bestreiten wollen, obzwar jedem Mediävisten sehr bald klar wird, eine wie verwirrende Fülle kontradiktorischer Züge diese »Eigenart« umfaßt. Selbstverständlich bedingt auch die unterschiedliche Quellenlage gewisse Eigenarten der Arbeitsweise der Mediävisten. Dennoch muß m.E. die Mediävistik als Ganzes versuchen, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen. Die richtige Erkenntnis, daß seinerzeit eine solche Bezugnahme äußerst verhängnisvoll war (man wird gerechterweise hinzufügen müssen bes. für die jeweilige »Gegenwart«), kann nicht dazu führen, sie grundsätzlich zu verneinen. Dies soll kein Plädoyer sein für eine billige Sensations- und Aktualitätshascherei oder für die Sucht, um jeden Preis originell zu erscheinen. (Übrigens sei vermerkt, daß auch in der älteren Geschichte jeder sensationell aufgemöbelte Unsinn seine Seifenblasen-Chance hat.) Es soll auch keine Befürwortung von Jubiläumsveranstaltungen mit staatlicher Assistenz sein. Wohl aber die Forderung, auch von der Mediävistik her der Tatsache gerecht zu werden, daß es keine isolierten Epochen der Vergangenheit geben *kann* und daß auch das sogenannte Mittelalter auf seine eigenartige Art und Weise unsere Gegenwart mitgestaltet und mitgeprägt hat – genauso wie unsere Interpretation des Mittelalters von unserer Gegenwart mitgestaltet wird. Der »Germanozentismus« der deutschen Geschichte durch die Humanisten wirkt auch heute noch nach, ähnlich wie die Vorstellungen von einem deutschen Reich, um wiederum bloß zwei illustrative Beispiele zu nennen. Man kann nicht für das Mittelalter eine verstehende »realistische« Wertung predigen (mit Einschluß der brutalsten Gewaltmaßnahmen, etwa der Ketzerverbrennungen) und gleichzeitig Unrecht in unserer Zeit glaubwürdig verdammen.

Wir können nicht alte Konzeptionen liebevoll konservieren – und meistens wollen wir es auch gar nicht. Wir brauchen m.E. auch keine »neue Geschichte« – dies würde einen zu absoluten Anspruch geltend machen. Wohl aber benötigen wir eine ständig sich erneuernde Historie, nicht nur in der Suche nach neuen Forschungsmethoden, sondern auch in der Überprüfung ihrer Funktionen. Es bedarf einer unter dem Einsatz der Person waghenden und nicht einer behaglich wiederkäuenden Geschichtswissenschaft; wir brauchen eine Wissenschaft, die nicht zögert, sich selbst in Frage zu stellen – nicht nur verbal.

Bisher habe ich mich mit den »Eingrenzungen« der Geschichte auf enge Zeiträume befaßt und gegen die künstliche Isolierung historischer »Kleinräume« polemisiert. Eine Weiterführung der Auseinandersetzung führt zwangsläufig zu Fragen, die den Sinn und die Funktionen der Geschichte betreffen und die daher zumindest gestreift werden müssen. (Als »Sinn« bezeichne ich den Stellenwert von Angaben oder Theorien in einem System; als »Funktionen« die beabsichtigte gesellschaftliche Wirkung der Geschichtsschreibung.)

Wir sind stolz oder unglücklich darüber, daß alte Tabus verschwunden sind, und schaffen ständig neue; dazu gehört nicht zuletzt in den Sozialwissenschaften (wer den Begriff Geisteswissenschaften vorzieht, kann ihn hier ohne weiteres einsetzen) die Frage nach dem Sinn. Auch auf die Gefahr hin, als heillos veraltet und völlig überholt zu erscheinen, muß ich darauf hinweisen, daß alles Wortgeklingel und Theoretisieren nicht darüber hinwegzutäuschen vermag, daß die Frage nach dem Sinn wohl bei jedem Individuum und in jeder Gemeinschaft bei existentiellen Fragen immer wieder auftaucht – und m.E. völlig legitim ist. Ich habe bereits zu viele kurzlebige Moden miterlebt und z.T. auch mitgemacht, als daß mich die Beschuldigung, »anachronistisch« oder »völlig veraltet« zu sein – diese moderne Variante der mittelalterlichen Verketzerung –, noch allzusehr schrecken könnte. Man wird sich die Frage stellen müssen, inwieweit die Historie, die sich nicht a priori der Moralthologie oder den Nationalstaaten verschreibt, überhaupt »sinnvoll« ist. Für die moderne Historie ist bisher eine Sinnggebung nur im Rahmen der Wissenschaft möglich, d.h., die Angaben müssen anhand der Quellen nachprüfbar sein, die Theorien (Schlußfolgerungen) sollten verifizierbar bzw. falsifizierbar sein. (Ein Erfolg ist es bereits, wenn wir bei vielen Schilderungen und Thesen feststellen können, daß sie *nicht* richtig sein können, da wir eine Interpretationsmöglichkeit ausschließen können.) Der größte Erfolg, den die als Wissenschaft betriebene Geschichtsforschung auf ihr Konto verbuchen kann, ist die Erarbeitung und Applikation der Regeln historischer Kritik, die sich als einzigartige Chance auch über den engeren Fachbereich hinaus erwiesen hat.

Ich würde mich jedoch scheuen, nur das unseren Wissenschaftserkenntnissen entsprechende Bild gelten zu lassen; aber diesen Aspekt auszuführen würde einen eigenen Beitrag erfordern, und ich bin nicht einmal sicher, ob eine Diskussion auf der Grundlage des gegenwärtigen Wissenschaftsideals Aussicht hat, zu einem Ergebnis zu führen. Die Frage nach dem Sinn ist letzten Endes metahistorisch und droht sich immer gegen den Fragesteller selbst zu wenden; sie führt überaus schnell an die Grenzen der Mitteilbarkeit. Was

jedoch diskutiert werden muß, sind die Funktionen der Geschichtswissenschaft. Niemand mehr wird ihr wohl die alte Aufgabe zuschreiben wollen, Vergangenheit und Gegenwart zu richten oder die Zukunft vorauszusagen – Historiker haben sich als denkbar schlechte Propheten erwiesen, auch wenn sie dabei im sozialwissenschaftlichen Gewand agieren. (Übrigens sind sie in dieser Funktion völlig überflüssig geworden: Die Journalisten haben das Richter- und Prophetenamt freudig übernommen und wissen immer, was man machen sollte, wenn man »gut beraten« wäre. Daß diese Ratschläge divergieren, kann kaum überraschen.)

Ich werde wohl kaum auf Widerspruch mit der Feststellung stoßen, daß die Historie heute keinen Anspruch mehr auf eine Führungsposition erhebt und sinnvoll nur im Rahmen der Gesamtheit der Sozial- bzw. Geisteswissenschaften betrieben werden kann. Dennoch zögere ich, dem Schlachtruf nach einer »totalen Geschichte« oder einer »historischen Anthropologie« zuzustimmen. Der »sich selbst nicht entfremdete Mensch«, der dabei zwangsläufig zur Wertungsnorm erhoben wird, ist meiner Meinung nach eine Fiktion, ein Abkömmling des »guten Wilden«, eines Fabelwesens, das genauso wie die Vorstellung vom Goldenen Zeitalter in der Literatur seit dem Altertum herumgeistert. Die Historie kann in keiner »allgemeinen Wissenschaft vom Menschen« aufgelöst werden. Dazu hat sie zu ausgeprägte Eigenarten.

Es stimmt, daß die Geschichtswissenschaft theoretisch einen totalen Anspruch in dem Sinn erhebt, daß alles, was vergangen ist, in ihr Arbeitsgebiet fällt, daß sie sich somit einem Wust von heterogenen Fakten gegenübersteht. Genauso stimmt es aber, daß die Geschichte an Quellen gebunden ist und ihre Erkenntnismöglichkeiten durch die Quellenlage entscheidend mitbestimmt wird. Daraus folgt einerseits, daß für jeden Historiker – und immer wieder und wieder – der Anspruch *ad fontes* seine zwingende Notwendigkeit behält, andererseits, daß er, bereits von der Erkenntnis der Unvollständigkeit der Quellen (selbst in unserer Gegenwart!) ausgehend, einem Totalitätsanspruch reserviert gegenübersteht wird.

Ich glaube nicht, daß die Historie *nur* in der Form einer »historischen Sozialwissenschaft« ihren Funktionen gerecht wird. Die voll berechnete Ablehnung des Moralisierens alten Stils darf weder dazu verführen, altes Unrecht durch die vermeintliche Realität zu beschönigen, noch jedem Werturteil einfach auszuweichen. Ob es einem gefällt oder mißfällt: *Jede* strukturierte Gesellschaft (und das sind alle Formen, die wir quellenmäßig zu fassen vermögen) erfordert eine Hierarchie der Werte. Eine Sozialwissenschaft, die nicht auch dazu beiträgt, sie zu verifizieren und zu erneuern, ist bloße Spielerei; zuweilen eine verantwortungslose Spielerei.

Die Geschichtswissenschaft kann die Vergangenheit nicht um ihrer selbst willen untersuchen: Ihr kommt die Funktion des kollektiven Gedächtnisses zu. Diese Funktion kann wohl keine auf eine historische Sozialwissenschaft reduzierte Geschichtsschreibung erfüllen, und man wird in diesem Zusammenhang bedauern, daß die für das Geschichtsbild so wichtige Tradition des einfachen Erzählens im deutschen Sprachraum aus der Wissen-

schaft praktisch völlig verschwunden ist (zum Unterschied etwa von der englischsprachigen Historiographie).

Wenn man der Historie die Funktion des kollektiven Gedächtnisses zuspricht, so denkt man natürlich dabei in Deutschland sofort an die erlebte, unmittelbar hinter uns liegende Vergangenheit – aber gerade dabei, muß wiederum vor einer »Verkürzung« gewarnt werden. Sie führt zwangsläufig zu einer verkappten Kollektiv-Schuld-These; das Schlimme an dieser These ist, daß niemand (und keine Gemeinschaft) mit so einer These auf die Dauer leben kann, und für die Zukunft eine Art von Dauerstrafe für Vergangenes zu fordern, ist unsinnig. Diese These muß sich früher oder später, geradezu zwangsläufig in ihr Gegenteil verkehren, und wohl an keinem anderen Beispiel ist z.Z. das Scheitern aller Versuche der Sinngebung klarer abzulesen als an den Darstellungen deutscher Geschichte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts: Auch hier hilft wohl nur die Einreihung in breitere synchrone und diachrone Zusammenhänge, der Versuch, über rein zeitlich Bedingtes hinaus zu den tieferliegenden Motiven, Beweggründen und Strukturen vorzustoßen. Ich bin mir wiederum sehr gut der Tatsache bewußt, daß Bewußtseinswerdung bloß eine Chance zur Überwindung ist; leider sehe ich jedoch keine andere Möglichkeit.

Die Funktionen der Historiographie erschöpfen sich keineswegs in der Aufgabe, als »kollektives Gedächtnis« zu dienen. Eine weitere Chance des geschichtlichen Denkens sehe ich in seinem eigenartigen Verhältnis zur Gegenwart, in der Möglichkeit, eine gewisse Distanz zu uns selbst zu gewinnen. Dieser Bezug kann mit Sicherheit nicht durch Belehrung erfolgen; wohl auch nicht durch das Suchen nach den »Anfängen« oder durch Sensationen und durch unmittelbare Aktualisierung. Alle diese Versuche enden in Sackgassen oder zerplatzen sehr schnell wie Seifenblasen. Auch wird man sich davor hüten müssen, eine allgemeingültige »Richtschnur« in der Geschichte zu suchen, wie dies bis heute zuweilen geschieht (es sei an die marxistische und psychoanalytische Geschichtsdeutung erinnert oder, in einem modischen Gewand, an die New Economic History). Die gesamte Vergangenheit kann uns sehr wohl als bloßes absurdes Theater erscheinen – aber auch wir spielen darin unsere bescheidene Rolle und müssen versuchen, das Bestmögliche herauszuholen. Wir tragen die Last der Vergangenheit in uns, und es gibt bisher keine Gemeinschaft, die der historischen Dimension entsagen oder vor ihr fliehen konnte; wir können aber durch die Geschichte einen Abstand zu uns und unserer Zeit gewinnen.

Es ist müßig, heute ein abgeschlossenes Bild der Vergangenheit zu suchen; wohl aber können wir gewisse Tendenzen, Rhythmen, Strukturen, Archetypen (ich kann hier keine Genauigkeit anstreben, da sie bereits ein erreichtes Ergebnis voraussetzen würde) aufspüren, und dies ist nicht in kurzen Zeitepochen, nicht ohne den Vergleich verschiedener Zeiträume möglich. Vielleicht gewinnen wir auf diese Art auch einen gewissen Anhaltspunkt dazu, Wesentlicheres vom Unwesentlichen, Modisches von Neuem zu unterscheiden: Vielleicht ergibt sich von da aus, wenigstens für Intellektuelle, die Möglichkeit, dem Ansturm der Massenmedien Widerstand zu leisten.

Eine so aufgefaßte Geschichtsforschung fordert von den Historikern intellektuellen Wagemut – sogar den Mut zum kalkulierten Irrtum in dem zweifellos risikoreichen Suchen des Bezuges zur Gegenwart. Trotz aller Gefahren, die auf diesem Weg lauern, trotzdem man sich dadurch leichtfertigen »Belehrungen« von Kritikern aussetzt und immer wieder scheitern wird – trotzdem muß m.E. dieses Unterfangen immer wieder und neuartig aufgenommen werden. Bei aller Anerkennung der Tatsache, daß Geschichte heute nur im Rahmen der gesamten Sozial- bzw. Geisteswissenschaften sinnvoll betrieben werden kann, hat die Geschichte ihre ausgeprägten Eigenarten, nicht zuletzt auch durch die Schlüsselfunktion der Zeit, die sich wohl verschiedentlich messen, jedoch nicht beliebig in Scheiben zerschneiden läßt wie eine Salami. Mit Sicherheit sind die Aufgaben, die vor uns stehen, nicht durch willkürliche zeitliche Begrenzungen zu bewältigen; die Rezeption von Fachbegriffen aus verschiedenen Wissenschaften ist zwingend – sie darf aber nicht dazu führen, die eigentlichen Probleme zu verschleiern. Fragen, die man nicht beantworten kann, sollte man klar als ungelöste Fragen bezeichnen, nicht versuchen, sie durch Wortkaskaden zu übertönen.

Um auf das zurückzukommen, was ich am Anfang bemerkt habe, möchte ich nochmals klar feststellen, daß ich absolut niemanden belehren wollte, mir nicht einbilde, neue Erkenntnisse vorgebracht zu haben, und keine »Rezepte«, geschweige denn Patentrezepte anzubieten habe. Das *einzig*e Ziel dieser Zeilen ist, eine Diskussion zu provozieren, von der ich glaube, daß sie überfällig ist. Nicht eine Diskussion, die sich in terminologischen Spiegelfechtereien und in sinnlosem Streit um Worte ergeht, sondern eine Diskussion, die einen Ausweg aus einer Situation sucht, die wohl nicht nur mir als nicht gerade erfreulich erscheint.